

Humboldts Erbe neu denken

Die Suche nach „Elite-Universitäten“ ist nur ein Nebenschauplatz / Eine stille Revolution zeichnet sich am Beispiel der Integration von Unis und Fachhochschulen ab

VON DETLEF MÜLLER-BÖLING

Während der Bundeskanzler und seine zuständige Bildungsministerin nach den Eliteuniversitäten Deutschlands suchen und die tatsächlichen oder vermeintlichen Kandidaten bereits Schlange stehen, vollzieht sich an anderen Stellen des Hochschulsystems eine viel tiefer greifende Revolution. Der Geist Wilhelm von Humboldts, von vielen bereits für tot erklärt, erwacht zu neuem Leben. Seit fast 200 Jahren fasziniert der Gedanke, dass Studenten in der Forschung lernen und die Forscher durch die Fragen der Studenten herausgefordert werden. Die Einheit von Forschung und Lehre beinhaltet eine Zweiseitigkeit in Richtung der Studenten, die methodengebildet anstatt nur faktenfest werden, und der Professoren, die jung und fragend bleiben.

In der Masse erstickt?

Aber: Humboldt hatte seine Ideen für die klassischen artes liberales, nicht für die vielen Berufsausbildungen von heute konzipiert. In der Masse von 40 Prozent eines Altersjahrgangs scheint Humboldt erstickt. Nun wird er differenziert nach Fächern, differenziert nach Studienabschnitten, differenziert nach Studenten neu belebt. Erstaunlicherweise geschieht dies gerade dort, wo man es am wenigsten vermutet. Bei der Annäherung von Universitäten und Fachhochschulen, die sich fast unauffällig vollzieht, im Rampenlicht allerdings dort, wo beide Institutionen miteinander integriert werden

Die immer dringendere Frage: Wie viel

und welche **Forschung** benötigt die Lehre?

– wie jetzt in Lüneburg. Der alte Gedanke, dass nur der ein guter Lehrer ist, der auch ein guter Forscher ist, muss als überholt angesehen werden. Denn keineswegs jede

Universität ist ein Mekka der Spitzenforschung. Die Hälfte der gesamten Forschungsleistungen in Deutschland – interessanterweise durchgängig für alle Fächer – werden von jeweils 20 bis 25 Prozent der Fakultäten erbracht. Das untere Viertel der Fakultäten schafft dagegen kaum noch einen Forschungsoutput – in der Summe weniger als zehn Prozent. Die Frage stellt sich daher: Wie viel und welche Art von Forschung braucht die Lehre?

Die zukünftige Struktur für den Hochschulraum Europa gibt Formate vor: Ein Studium von drei oder vier Jahren im Bachelor legt die Grundlagen für die meisten Jobs, das ein- oder zweijährige Master-Studium führt die Qualifizierung fort. Was bedeutet das für die Anforderungen an die Professoren?

Für das Bachelor-Studium sind drei Fähigkeiten erforderlich: Erstens muss der Lehrer die Forschungsmethoden im jeweiligen Fach aus eigener Erfahrung anwenden und vermitteln können. Eigene Spitzenforschung ist dafür jedoch keineswegs erforderlich. Es ist völlig hinreichend, wenn die Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnisgewinnung grundsätzlich erfahren und erlebt wurden.

Zweitens muss der Lehrer die aktuellen Forschungsergebnisse des Faches verstehen können. Er muss also nicht unbedingt selbst



Umdenken lernen: Wenn Unis und Fachhochschulen zusammenwachsen, braucht man neue Differenzierungen – in Fächern und Studienabschnitten.

in den Spitzenjournals publizieren, wohl aber muss er diese lesen. Und letztlich muss er Wissen vermitteln können: eine Fähigkeit, die bei uns immer noch zu wenig geachtet wird, am meisten interessanterweise noch an den privaten Universitäten, die ihre Reputation in erster Linie aus der hohen Qualität der Lehre beziehen.

Ein ungelöstes Rätsel

Das Master-Studium entwickelt sich in zwei Richtungen. Es wird Angebote zur wissenschaftlichen und Angebote zur beruflichen Weiterqualifizierung geben. Entsprechend werden sich die Anforderungen an die Dozenten unterscheiden. Der Dozent in den wissenschaftlich orientierten Master-Studiengängen muss selbst in die national und international relevante Forschung eingebunden sein.

Die Studenten solcher Programme müssen ihre Master-Arbeit oder Dissertation als Mitglied einer Forschergruppe schreiben. Und nur der Professor, der hinreichend eigene Forschung betreibt, darf die Betreuung von Doktoranden verantworten. Bei der beruflichen Weiterqualifizierung wird man verschiedene Wege der Forschungsorientierung gehen. Sehr berufspraktische Nachfrage ebenso wie forschungsintensive Bedarfe werden auf die unterschiedlichsten Angebo-

te der Hochschulen treffen. Eines aber ist klar: Auf jeder Stufe des Lehrens und Lernens muss der Hochschullehrer seine Lehre aus der Forschung ableiten. Nur ist in einem differenzierten Hochschulsystem Art und Umfang des Forschungsbezugs unterschiedlich. Die forschungsbasierte Lehre vermittelt die Methoden und die aktuellen Ergebnisse der Forschung und setzt damit beim Dozenten Forschungserfahrung, aber nicht eigene Spitzenforschung voraus. Die forschende Lehre dagegen beteiligt den Studenten direkt an der Forschung und erfordert vom Lehrenden selbst aktive Forschung auf anerkanntem Niveau. Ob und inwieweit for-

schungsbasiert oder forschend gelehrt und gelernt wird, ist von Fach zu Fach, von Studienabschnitt zu Studienabschnitt und in einem wettbewerblichen Hochschulsystem auch von Hochschule zu Hochschule unterschiedlich.

Man könnte meinen, diese Differenzierungen wären bereits in der Fachhochschule einerseits und der Universität andererseits realisiert. Die Realität aber sieht anders aus. Gerade einmal 25 Prozent aller Studenten sind an Fachhochschulen, jedoch 75 Prozent an den Universitäten immatrikuliert. Wie 75 Prozent – zumal bei deutlich schlechteren Betreuungsverhältnissen – forschend

lernen sollen, bleibt ein ungelöstes Rätsel. Entscheidender aber ist: Der alte Dualismus Forschung versus Anwendung trägt nicht mehr. Wissenschaftliche Erkenntnisse entstehen an den Rändern von Forschung und Anwendung ebenso wie zwischen den Disziplinen. Die Grenzen zwischen Universität und Fachhochschule sind deshalb alles andere als trennscharf. Die wissenschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung erweist sich nur noch an der Leistung, nicht mehr an der Zuordnung zu einem Hochschultyp, insbesondere wenn Bachelor- und Master-Studiengänge von beiden angeboten werden. Damit ist das Zweityp-System in Frage gestellt. Die Annäherung von Fachhochschule und Universität bewegt sich zwangsläufig auf eine Integration zu, erstmals in Deutschland realisiert durch den Zusammenschluss in Lüneburg.

Nicht zum Schaden der Attraktivität

Um Missverständnissen vorzubeugen: Die notwendige Differenzierung im Hochschulsystem darf nicht aufgelöst werden, sie muss vielmehr in den verschiedenen Fächern und Studienabschnitten geschärft und ausgebaut werden. Aber eben innerhalb einer Hochschule.

Der Hochschule und ihrem Renommee schadet das keineswegs: Die Attraktivität ei-

ner Hochschule erweist sich für die Studenten in erster Linie in der Brillanz ihrer Lehrer und in den Lebenschancen, die ihnen durch das vermittelte Wissen eröffnet werden. Die Alumni, die „Ehemaligen“ einer Hochschule, finden ihre Bindung zur Hochschule über die Persönlichkeiten im Hörsaal, nicht über die Forschungsergebnisse, die in Fachzeitschriften publiziert wurden.

Für den Hochschullehrer sind die intellektuellen Herausforderungen an eine gute und zukunftsweisende Lehre groß: Er muss Stoff vermitteln und Begeisterung erwecken, Bildung und Ausbildung verknüpfen, didaktisch und methodisch herausfordernde und motivierende Lehr- und Lernformen gestalten. Nicht zuletzt ist die gute, forschungsbasierte Lehre im Bachelor-Studium Voraussetzung für die forschende Lehre im Master-Studium. Etliche amerikanische Elite-Universitäten haben in der Vergangenheit diesem Zusammenhang nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt und jetzt mit einer Reorganisation ihres Bachelor-Studiums die Konsequenzen gezogen.

Leistungen in der Lehre sind an einer guten Hochschule hoch anerkannt und nicht gegen Forschung aufzurechnen. Neben die intellektuelle Anerkennung dieser Leistung muss zunehmend auch die materielle treten. Das setzt in der Organisationskultur und im -management verankerte Anreizsysteme für die Lehre voraus: Lehrpreise mit nationaler Ausstrahlung, angemessene und leistungsbezogene Entlohnung für die Lehre, Studiengebühren als Ausdruck und Gradmesser des ökonomischen Wertes der Lehre, Transparenz durch Rankings.

Leistungskriterien sind der einzige Schlüssel zu einer vernünftigen neuen Ordnung. Wenn die Unterscheidung zwischen Universität und Fachhochschule hinfällig geworden ist, verbietet sich auch in einer vereinten Hochschule die einfache Zuordnung nach dem Motto, die Fachhochschulprofessoren hätten die forschungsbezogene Lehre im Bachelor zu tragen, während die forschende Lehre im Master-Studium von den Universitätsprofessoren übernommen werde.

Nicht das bei der Berufung festgestellte Leistungspotenzial, sondern die im aktuellen Berufsabschnitt nachgewiesene Leistung muss konstituierend dafür sein, wie der Einzelne der Lehre und der Forschung zugeordnet wird. Damit entsteht ein neues Maß an Durchlässigkeit zwischen lehr- und forschungsorientierten Karrierewegen. Phasen mit Schwerpunkt in der Lehre können dann mit Phasen in der Forschung abwechseln. Lehrdeputate – augenblicklich für Universitäts- beziehungsweise Fachhochschulprofessoren jeweils einheitlich fixiert – müssen individuell festgelegt werden. Die Zumessung erfolgt auf Zeit und wird regelmäßig überprüft und angepasst.

Die Kriterien dafür, was Erfolge in der Lehre oder der Forschung kennzeichnen, müssen vorher festgelegt werden. So entsteht innerhalb der Institution ein Wettbewerb, Leistung lohnt sich und Humboldts Ideen leben im 21. Jahrhundert neu auf.

Die Struktur der **zwei Typen** – Fachhochschule hier, Universität dort – fällt allmählich in sich zusammen.

Phasen mit Schwerpunkt in der Lehre können dann mit Phasen in der Forschung abwechseln. Lehrdeputate – augenblicklich für Universitäts- beziehungsweise Fachhochschulprofessoren jeweils einheitlich fixiert – müssen individuell festgelegt werden. Die Zumessung erfolgt auf Zeit und wird regelmäßig überprüft und angepasst.

DER AUTOR

Die Unterscheidung zwischen Universitäten und Fachhochschulen wird bald überholt sein, argumentiert Professor **Detlef Müller-Böling**. Ein zusammenwachsender neuer Hochschultypus biete die Chance, das Humboldtsche Ideal, also die Einheit von Forschung und Lehre, neu zu akzentuieren.



BILD: KORNELIA DANETZKI

Müller-Böling ist seit 1994 Leiter des von der Hochschulrektorenkonferenz und der Bertelsmann-Stiftung getragenen Centriums für Hochschulentwicklung (CHE) in Gütersloh. Zuvor war Müller-Böling Rektor der Universität Dortmund. Kritiker bezeichnen das CHE als „heimliches Bildungsministerium“ und Denkfabrik, um die Hochschulen zu marktwirtschaftlich konkurrierenden Unternehmen zu formen, die Bildung als Ware an studentische „Kunden“ verkaufen. feu